

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 39 Gießen, Sonntag, 17. nach Trinitatis, den 30. September 1917 6. Jahrg.

Nicht warum, sondern wozu.

Evangelium des Johannes 9, 1—3: Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren? Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, daß er blind geboren, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.

Die Jünger des Heilandes sehen einen Blindgeborenen am Wege und empfinden tief den Gegensatz zwischen ihm und all den stolischen Menschen, die schnellen Schrittes ihre Strafe ziehen. Die uralte Menschheitsfrage steht vor ihnen: Warum ist dieser Mensch blind? Diese Frage nach dem Warum des menschlichen Leidens ist für uns alle heute brennend geworden. Der Herr Jesus gibt den Jüngern und auch uns eine Deutung der menschlichen Trübsal. Er verhüllt ihre Ursache und enthüllt ihre Absicht.

Wie auch sonst im Leben fragen besonders heute so viele Kreuzträger: Warum muß ich so Schweres durchmachen? Womit habe ich dies harte Los verdient? Kennst du es, dies quälende, peinigende Warum? Uns allen hat es schon schwere Stunden noch schwerer gemacht, wenn wir vergeblich nach einer Lösung des Rätsels suchten. Viele haben rechte Christen sein wollen. Aber jetzt, in der Not, verlassen sie den Glauben, weil ihnen die christliche Antwort auf diese Frage: Gottes Wille kennt kein Warum, nicht genügen will. Der Mensch ist ihnen ein Spiel blinder Naturkräfte, eine Erklärung, die niemanden auf die Dauer befriedigen kann. Sucht man sich durch äußere Zerstreuung über die innere Leere des Gemütes hinwegzusetzen, oder jügt man sich in dumpfer Betäubung in das Unvermeidliche, zum inneren Frieden, wie ihn der rechte Christ auch im Leiden hat, wird man auf diesem Wege niemals gelangen können.

Auch die Jünger Jesu hat diese Frage beschäftigt, wie sie das menschliche Leiden beurteilen sollen, als sie den Blindgeborenen am Wege sahen. Sie fragen den Herrn: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?“ Die Jünger waren ja Juden und glaubten darum, daß Leiden stets eine Strafe für Sünde sei. Aber hier will ihnen diese Er-

klärung nicht genügen. Der Mensch war ja blind von Geburt an. Konnte er da so gesündigt haben, daß ihn solche Strafe ereilte? Da sie bei ihm keine solche Sünde fanden, suchten sie sie bei den Eltern. Doch diese Erklärung genügt ihnen nicht recht, darum bitten sie den Herrn um Antwort auf ihre Frage. Und der Herr weist ihre Frage nach dem Warum des Leidens zurück: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern.“

Die Anschauung der Juden, daß im Unglück stets Gottes strafende Hand sich zeige, will uns heute nicht befriedigen. Gewiß, es gibt viele Fälle, wo die Menschen besser von Sünde und Schuld, als von Unglück und Leid reden würden. Aber besonders heute, wo gerade die Besten oft am schwersten getroffen werden, können wir nicht sagen, daß der einzelne sein Unglück verschuldet hätte. Möchten wir doch es einsehen, daß wir auf das Warum nie eine befriedigende Antwort finden, und daß der Herr diese Frage als unrecht zurückweist.

Was soll nun an Stelle des Warum treten? Die Werke Gottes sollen nach dem Worte des Heilandes an dem Leidenden offenbar werden. Nicht immer erkennen wir deutlich diese Werke Gottes, er läßt uns nicht hineinschauen in die Geheimnisse seines Waltens. Aber wir wissen doch, es ist der Vater im Himmel, der uns auch das Schwere schickt. Glaube es nur, am Ende wirst du doch noch sprechen: „Der Herr hat alles wohl gemacht.“ Wir sollen nicht die für uns unlösbare Frage zu beantworten suchen, warum es Leid gibt. Für uns ist es viel wichtiger, wozu er es uns schickt. Der Herr Jesus lehrt uns, nicht nach der Ursache, sondern nach dem Zwecke Gottes zu fragen. An Stelle des Warum soll das Wozu treten. Darum, wenn die Stunde der Not kommt, dann verzweifle nicht. Frage nicht: „Herr, warum führst du mich den schweren Weg? Kennst du meine Sorge und Not?“ Nein, er ist dir auch heute treu und hat doch nur Gedanken des Friedens und nicht des Leidens. Darum frage dich: „Wozu soll mir das Leid dienen? Was will mir mein Gott damit sagen?“ Der Apostel sagt: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“

Christ sein, heißt einen rauhen Lebensweg gehen. Solange es uns gut geht, ist der Glaube nicht schwer, erst in der Not kann er sich bewähren, ob er auch echt ist. Dazu schickt uns Gott das Leid und wendet sich

scheinbar von uns, daß wir ihn suchen sollen. Dann verliert auch das schwerste Unglück seine erdrückende Wucht. Gewiß, leicht wird es nicht werden, auch im Schwersten Gottes Vaterhand zu erkennen. Doch laßt uns Gott um Kraft bitten, die Last auch zu tragen. Dann kommt himmlischer Friede ins Herz, und wir können bekennen:

Wenn ich auch gleich nichts fühle
 Von deiner Macht,
 Du führst mich doch zum Ziele,
 Auch durch die Nacht.

R.

Reformationsjubiläum und Union.

Ein geschichtlicher Rückblick.

Von Hermann Steubing,
 Pfarrer zu Bromskirchen, früher Lazarett-
 geistlicher zu Gießen.

Das Reformationsjubiläum dieses Jahres lenkt die Gedanken zurück auf alle die Entwicklungen geschichtlicher Art, die die von Luther zu neuem Leben erweckte protestantische Kirche seit den Tagen seines Auftretens bis heute durchgemacht hat. Es erscheint als eine besondere Gnadengabe Gottes, daß er den unter Roms Macht seufzenden Völkern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gleichzeitig zwei Männer sandte, die imstande waren, durch die Kraft ihres inneren Erlebens der Menschheit das Licht in der Dunkelheit zu bringen: Luther, den Deutschen, und Zwingli, den Schweizer. Beide, jeder in seiner Art, große Männer, in sich geschlossene, kraftvolle Persönlichkeiten, einer des anderen wert. Hätten sie sich zu gemeinsamer Arbeit verbinden können, welche Aussichten für die Zukunftsentwicklung des Protestantismus hätten sich dann ergeben! Der dreißigjährige Krieg wäre unserem Vaterland erspart geblieben, alle die mannigfachen inneren Streitigkeiten, die schließlich auch nach außen hin sich geltend machten und so eine Schwächung des Protestantismus herbeiführen mußten, wären nicht gekommen.

Treulich, schon früh haben einsichtsvolle Männer auf beiden Seiten darauf hingearbeitet, Lutheraner und Reformierte miteinander zu verbinden. Und zwar war es Martin Bucer, der Reformator Straßburgs, der vor allem diese Einigungsversuche in die Hand nahm. Ihm zur Seite stand der Landgraf Philipp von Hessen. Die Gründe allerdings, die diesen dazu bewegten, einen Zusammenschluß der deutschen und schweizerischen Evangelischen herbeizuführen, waren mehr politischer denn religiöser Art. Der Abschied des zweiten Reichstages zu Speyer vom Frühjahr 1529 schien den günstigen Ausgang des ersten Speyerer Reichstages vom Jahre 1526 wieder zunichte machen zu wollen. Mächtiger denn zuvor stand Kaiser Karl V. da, sein Vorsatz, gegen die Evangelischen energisch vorzugehen, sollte nun mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln durchgeführt

werden. Diesen, für die Zukunft der Evangelischen so gefahrdrohenden Augenblick benutzte Philipp von Hessen, um die beiden Männer, die im Grunde dasselbe wollten und doch verschiedene Wege gingen, miteinander zu vereinigen: er lud sie für den Oktober 1529 ein zu einem Religionsgespräch nach Marburg. Beide nahmen die Einladung an und erschienen mit einem stattlichen Gefolge von bewährten Mitarbeitern: Luther mit Melancthon, Justus Jonas, Myconius, Osiander; Zwingli mit Decolampad, Bucer, Hedio. Philipp hatte in Liebenswürdigkeit, herzlichster Bitte und diplomatischer List alles vorbereitet, und nach den Vorverhandlungen schien es, als ob die Einigung gelingen sollte, bis Luther und Zwingli sich einander gegenübertraten. Da ließ Luthers „Dies ist mein Leib“ die Einigung scheitern; sein Kreidestrich, den er über den Tisch zog, besiegelte die Trennung. Seine Lehre vom Abendmahl war so schroff, daß an diesem Punkt sich die Geister schieden. Luther hätte sich vielleicht noch zu einer Verständigung bereit finden lassen, aber Zwingli lehnte ab.

Die Folgezeit hat diese Unterschiede noch erweitert und vertieft. Schließlich blieb die Lehre vom Abendmahl nicht mehr das einzige trennende Moment, es kamen auch noch Unterschiede von geringerer Bedeutung hinzu, und es schien, als ob beide, Lutheraner und Reformierte, für alle Zeiten getrennte Wege gehen sollten. Trotzdem hat es an Versuchen, eine Union der beiden Parteien herbeizuführen, nicht gefehlt. Aber sie waren alle mehr theoretischer Natur, beschränkten sich meistens nur auf einzelne Personen und kleinere Landesteile und konnten daher zu einem praktischen Ergebnis nicht führen.

In Preußen wurde die Regierung fast sämtlicher Herrscher seit dem Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis (1613) von dem Unionsgedanken beherrscht. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Folgeerscheinungen war allerdings derartigen Bestrebungen nicht günstig. Reformierte und Lutheraner setzten vielmehr die Anfeindungen und Fekämpfungen über einzelne strittige Punkte in Wort und Schrift fort und erreichten damit nur, daß der trennende Graben zwischen beiden Parteien immer tiefer wurde. Im Zeitalter des Pietismus und vor allem in dem der Aufklärung mußte darum naturgemäß eine gewisse Erschlaffung eintreten. Besonders das letztere Zeitalter brachte ein fast vollkommenes Erlöschen des Interesses für religiöse Streitfragen. Ja, in den Kreisen der Gebildeten fand sich geradezu Gleichgültigkeit, die an Stelle des alten Eifers getreten war. Da war es der Berliner Prediger Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, der in seinen „Reden über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ mit machtvollen, hinreißenden Worten dem allem entgegentrat und das religiöse Leben und

Interesse einer Neuerweckung entgegenzutreten suchte. Er wies nach, daß Religion und religiöse Ueberzeugung ein Gebiet von spezifischer Eigenart sei und daß sie ihren Sitz habe einzig und allein im unmittelbaren Gefühl. Mächtiger jedoch als all das wirkte die schwere Zeit, die durch Napoleons Siege über Deutschland hereingebrochen war: die Beugung unter das Joch der Fremdherrschaft, die Ausschaltung jedes eigenen Willens, sie führten das Volk unter der Leitung kraftvoller Männer zu einem tieferen und besseren Verständnis der Religion. Schleiermacher, Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Fichte u. a. traten nun auf und zeigten dem Volk die Quellen, aus denen es in der Not schöpfen konnte. Die religiöse Erweckung und sittliche Erneuerung, die sich zunächst in Preußen, dann aber auch bei den übrigen deutschen Stämmen einstellte, ist ja hinreichend bekannt. Diese Bewegung trug einen allgemeinen Charakter; für Sonderfragen und kirchliche Unterscheidungslehren war in dem Volksbewußtsein verder Platz noch Verständnis, dagegen viel Sinn und Neigung für ein Zusammengehen aller religiös Ernstgesinnten. Das Zusammenwirken aller dieser Strömungen brachte dann ein eigenartiges Gebilde hervor: die heilige Allianz, die am 26. September 1815 die Monarchen von Preußen, Rußland und Oesterreich miteinander abschlossen. In ihr finden sich religiöse und politische, pietistische und romantische Motive zusammen. In brüderlicher Liebe schließen sich drei Nationen zusammen; der eigentliche Souverän der einen christlichen Nation ist „Gott, unser göttlicher Erlöser, Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens“. Freilich, zu einem praktischen Ergebnis hat diese in edler Begeisterung geschlossene Verbindung nicht geführt; bereits der Wiener Kongreß zeigte ihre offenbare Bedeutungslosigkeit in offensichtlicher Weise. Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlor die heilige Allianz immer mehr an Bedeutung und starb schließlich an ihrer eigenen Lebensunfähigkeit.

(Schluß folgt.)

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter ertrug die Operation mit bewundernswürdiger, wahrhaft heldenmütiger Standhaftigkeit. Sie stöhnte sehr, aber sie schrie nicht, die wütendsten Schmerzen ließen es zu keiner Ohnmacht kommen. Endlich war sie verbunden und ins Bett gebracht. Einer der jugendlichen Assistenzärzte blieb drei Tage und Nächte bei ihr, solange die Gefahr noch groß war. — Mit der Zeit wurde die Wunde kleiner und die Kräfte nahmen zu; meine Mutter konnte endlich aufstehen, zu-

legt auch ausgehen, und nun mieteten wir ihr eine inzwischen leer gewordene Dachstube in der Kochstraße, in dem nämlichen Hause, in welchem mein Oheim und ich wohnten, und ich glaubte bereits mit Zuversicht der völligen Genesung unserer geliebten Mutter entgegenzusehen zu dürfen.

Am 14. Oktober entschied die unglückliche Schlacht von Jena das Schicksal des preussischen Staats. Die Nachricht davon, welche der Minister Schulenburg gedruckt an den Oden anschlagen ließ mit der berüchtigten Phrase: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, verbreitete eine ungeheure Bestürzung und erfüllte mich mit tiefer Behmut. Wer da konnte, entfloß über die Oder; die Behörden gingen größtenteils ab; man suchte noch einiges von dem reichen Kriegsmaterial durch die Flucht zu retten, aber das meiste blieb zurück. Bang sah man der Ankunft der Franzosen entgegen.

Am 24. Oktober zogen die ersten Franzosen: Kavallerie, etwa 200 Mann, in Berlin ein, und stellten sich in der Spandauer Straße vor dem Rathaus auf, um mit dem Magistrate zu verhandeln. Am folgenden Tage, als ich die Schloßwache bezog, rückte das ganze Davoustsche Korps schon vom Vormittage an durch die Stadt, über den Schloßplatz am Schlosse vorüber durch die Königsstraße. Es machte einen grandiosen Effekt. Vor jedem Regimente der Tambour-Major, stets ein großer Mann, mit seinem umflochtenen und mit einem dicken silbernen Knopfe versehenen Stabe, der dann und wann senkrecht in die Luft geschleudert und gewandt aufgefangen wurde; dahinter ein zahlreiches Trommlerkorps mit hellklingenden, laut schallenden Trommeln, dann ein zahlreiches Musik-Korps, um die weißbeschuhtesten härtigen Sappeure mit hohen Bärenmützen, die hellgeschliffenen Beile auf den Schultern, dann die Soldaten in weißen Gamaschen in tänzelnden, kurzgehaltenen Schritten taktmäßig auftretend, viele noch von der Schlacht her mit verbundenen Köpfen, Armen oder Beinen, viele mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt; so folgte Regiment auf Regiment, die goldenen Adler dazwischen, bis zur sogenannten Löffelgarde, die wegen ihrer Löffel am Hut, und des ihr vorausgehenden Rufes als der ärgsten Plünderer und Marodeure der Armee mit Beforgnis betrachtet wurden.

Am 27. Oktober zog der Kaiser Napoleon durch das Brandenburger Tor in Berlin ein. Ich war nicht zugegen; denn ich konnte es nicht über das Herz bringen, den Triumph des gefaßten Feindes meines edlen Vaterlandes mit anzusehen. Ich hatte unterdessen einen Gang nach der Wilhelmsstraße zu machen. An der Ecke der Koch- und Wilhelmsstraße stieß ich auf einen schlecht gekleideten ältlichen betrunkenen Mann, der auf einen dort zusammengefahrenen Kotkutschen zuging und nicht darüber hinaus-

